

Das Sonntagsblatt.

Nro. 110.

Sonntag den 5. Februar 1809.

Ueber Herrn Roger,

den sogenannten unverbrennlichen
Spanier.

Herr Roger ist noch immer der Gegenstand des Gesprächs in vielen Gesellschaften. Er hat nicht nur die Aufmerksamkeit der Physiker auf sich gezogen, sondern es scheint, daß seit seiner Anwesenheit allen Leuten, die vorher nichts von der Physik wußten, plötzlich ein Licht aufgegangen sey, so zuverlässig und absprechend lassen sie sich über die Unverbrennlichkeit vernehmen. In der Voraussetzung, daß die Gelehrten so wenig als die Layen das Phänomen erklären können, bringen die letzteren die seltsamsten Urtheile zu Markte, und übertreiben die Geschicklichkeit des Herrn Roger auf eine Art, daß dieser selbst über ihre Zumuthungen erschrecken würde. Sie lassen

ihm ein glühendes Eisen ruhig in der Hand halten bis es erkaltet ist, sie behaupten, er trinke geschmolzenes Bley, und speise ägenden Quecksilbersublimat, und endlich erzählen sie, daß er auf der Zunge ein Stück Phosphor verbrenne. Das Wunderbare selbst ist ihnen noch nicht wunderbar genug, und wenn Herr Roger einen Caffeeelöffelvoll heißes Dehl in den Mund nimmt, so wird in ihrem Bericht eine Maas daraus, die er mit großem Appetit verzehren soll. Zwar bekennen diese starken Geister, daß ihnen der Verstand dabey stille stehe, aber sie erklären zugleich jedem den Krieg, der sich unterfängt weniger als sie verblüfft zu seyn. Ich irre wohl nicht, wenn ich voraussetze, daß die Verffstige in No. 106 des Sonntagsblattes eigentlich nur gegen die übertriebenen Bewunderer des Herrn Roger gerichtet ist. Sie verdienen in der That nichts anders, als ausgelacht zu werden.

Was die Sache selbst betrifft, so hat sie dadurch ein ernsthafteres Ansehen gewonnen, daß Herr Roger auf dem Laboratorium der hiesigen Universität, vor einer Versammlung von Aerzten und Chemikern, seine Versuche wiederholt hat. Dieß ist um so wichtiger für die

Beurtheilung des Phänomens, da Herr Roger vorher erklärt hatte: daß er unentgeltlich vor gelehrten und aufgeklärten Männern seine Kunst zeigen, dadurch jeden Verdacht einer Sinnestäuschung entfernen, und seinen Ruf auch in Wien gründen wolle, wie er ihn früher in Paris, Leiden, Frankfurt &c. gegründet habe. Es war also die Ehre des Herrn Roger damit verbuaden, daß er hier diejenigen Experimente anstellte, welche er selbst für die entscheidendsten und schwierigsten erkannte, und daß er dieß auf eine Art ausführte, die jeden Zweifel beseitigen konnte. Man wird demnach, bey der Beurtheilung seiner Versuche, nur auf diejenigen, die er den versammelten Physikern vorgeigte, als auf die unläugbar erwiesenen, sich einschränken dürfen.

Herr Roger erschien am 17ten Januar gegen Mittag im Laboratorium der Universität, wo die zu seinen Versuchen nöthigen Geräthschaften und Präparate ihm gereicht wurden. Die Versuche, von welchem ich, nebst vielen andern Aerzten und Physikern, Zeuge war, bestanden in folgenden.

1) Herr Roger ließ beyläufig eine Drachma, der concentrirtesten Vitriolsäure sich in die hohle Hand schütten und rieb damit seine Haut, ohne daß sie davon entzündet wurde.

2) Er hielt die Zehen des entblößten Fußes $1 \frac{1}{2}$ Minuten lang über eine brennende Wachskerze.

3) Er nahm eine glühende Schaufel und fuhr mit dem scharfen Rande derselben über die entblößte Haut; jedoch ließ er das Eisen nie auf einer Stelle ruhen, und klopfte vorher auf den Fußboden, um die Schaufel von dem Oxid zu reinigen.

4) Er nahm ein glühendes Eisen, und fuhr damit über die Zunge verschiedene Mahl hin und her, so, daß das Eisen zischte, und die Zunge rauchte.

5) Er bestrich seinen Fuß mit Phosphor und fuhr mit einem glühenden Eisen über die bestrichenen Stellen, wobey die hängen gebliebenen Theilchen des Phosphor sich sichtbar entzündeten.

6) Er nahm Oehl, das bis zu 235 Grad Reaumur. erhitzt war, und brachte einen Caffee-Löffelvoll davon auf die Zunge, ohne jedoch die Lippen zu berühren. Darauf schloß er den Mund und es schien, daß er das Oehl verschluckte, wenigstens bemerkte man nicht, ob er es wieder auswarf.

7) In einem gläsernen Löffel nahm er, höchstens eine halbe Drachma, rauchende Salzsäure, in den Mund, und schien sie ebenfalls hinunter zu schlucken.

8) Er legte ein Stückchen Phosphor in den Mund und hielt zugleich die Zunge an eine glühende Schaufel.

9) Er bestrich seine Zunge mit Höllenstein.

10) Er zündete ein Stückchen Phosphor an und ließ es auf der Fingerspitze ausbrennen. Man bemerkte, daß der Phosphor ein Loch in die Haut brannte.

11) Er schöpfte geschmolzenes Blei mit der hohlen Hand, brachte solches mit großer Schnelligkeit an den Mund, schüttete es auf

den Boden und trat es mit dem nackten Fuße auseinander. Nach einer Weile zog er etwa 30 Gran erkaltetes Bley zwischen den Zähnen hervor.

12) Er ließ eine glühende Eisenstange auf den Boden legen, trat mit entblößtem Fuß auf dieselbe und drehte sich schnell, mit einem Fuß auf der Eisenstange ruhend, im Halbkreise herum, worauf er die Stange sogleich verließ. Die Fußsohle war, wenn man sie anfühlte, kalt. Hier ist zu bemerken, daß Herr Roger unmittelbar vorher, ehe er diesen Versuch anstellte, die Hände mit kaltem Wasser begießen ließ, angeblich, um sich zu waschen; er schüttete aber bey dieser Gelegenheit viel Wasser auf den Boden, trat mit den Füßen in die Masse, und sodann erst auf die Stange.

13) Da Herr Roger erklärt hatte, daß er die Versuche mit innerlichen Giften ungern anstelle so durfte wohl kein Arzt unbarmherzig genug seyn, nach einer solchen Erklärung, jemanden zum Gistessen zu überreden. Inzwischen hatte Herrn Roger's Landsmann und Bekannter, Herr Payssé, ein französischer Chemiker, gegenwärtig Director der Eisenwerke des

bekannten Herrn Speck, Sublimat mitgebracht, wovon Herr Roger einige Gran verzehrte.

Es ist bey allen diesen Experimenten zuvörderst zu bemerken, daß Herr Roger keinesweges sich für unverbrennlich ausgibt, oder, durch eine natürliche Anlage, gegen die Einwirkung der Gifte gesichert zu seyn behauptet. Er schreibt seine Sicherheit vielmehr nur einem Präservativ-Mittel zu, welches ihn, wenn er gerade vorbereitet ist, auf kurze Zeit gegen Feuer und Gift zu schützen fähig ist. Die Möglichkeit eines solchen Mittels kann nicht absolut geläugnet werden, da täglich in der Natur Kräfte entdeckt werden, die man vorher nicht kannte. Indessen hat man bey den meisten Kunststücken des Herrn Roger nicht nöthig, zu der Voraussetzung eines Arkanums Zuflucht zu nehmen. Die Arbeiter in den Schmelzhütten greifen glühendes Eisen mit der bloßen Hand an, ohne sich zu verbrennen. Theils hat die Gewohnheit ihr Gefühl abgestumpft, theils beobachten sie dabey gewisse Vorsichtsregeln, welche die Erfahrung sie gelehrt hat. Einer von diesen Vortheilen ist, daß man das glühende Eisen nie auf einer Stelle der Haut ruhen läßt, und es je-

derzeit von dem angefesten Oxid sorgfältig reinigt; denn die heisse Asche, welche an der Haut sitzen bleibt, ist es vorzüglich was den Schmerz verursacht, der die Entzündung zur Folge hat. Ist die Haut naß, so wird die Berührung des glühenden, hin und her bewegten Metalls um so weniger schädlich seyn.

Das Experiment mit geschmolzenem Bley, das Herr Roger in die hohle Hand nimmt, macht ihm jeder Schriftgießer nach. Es ist dieß eins von den Kunststücken, womit diese Leute diejenigen, welche ihre Werkstätte besuchen, zu unterhalten pflegen. Sie lassen gewöhnlich ein Stück Geld in das geschmolzene Bley werfen, welches sie mit der bloßen Hand heraushehlen; dabey beobachten sie nur die Vorsicht, das Bley von der oxydirten Haut zu reinigen. — Ob Herr Roger wirklich geschmolzenes Bley in den Mund nahm oder nicht, konnte bey der Geschwindigkeit, mit der er zu Werke ging, nicht unterschieden werden.

Die Zunge an ein glühendes Eisen zu legen, sieht sehr gefährlich aus; aber die wasserichten Feuchtigkeiten des Mundes, die ein schlechter Wärmeleiter sind, hindern das Ver-

brennen, wenn die Berührung nicht lange anhält. Herr Roger läßt sie nicht länger als 15 bis 20 Secunden dauern.

Wer den Schmerz nicht scheut, den brennender Phosphor verursacht, wird ebenfalls die Haut damit bestreichen und ihn mittelst eines glühenden Eisens anzünden können. Niemand wird daran sterben, oder auch nur eine heftige Entzündung davon tragen. Herr Roger gesteht selbst, daß er dabey sehr heftige Schmerzen leide. Ueberdem zeugt der Umstand, daß der Phosphor ein Loch in die Haut an dem Finger des Herrn Roger brannte, zur Genüge, wie wenig seine Organisation von der gewöhnlichen der andern Menschen verschieden sey.

Was das Verschlucken der Salzsäure betrifft, so wissen die Aerzte, daß Herr Professor Reich in Erlangen vor einiger Zeit dieses Mittel in großen Dosen gegen bössartige Fieber, wenigstens ohne schädliche Folgen, gegeben hat. Eine halbe Drachma Salzsäure ist nicht tödtlich, in gewöhnlichen Fällen nicht einmahl gefährlich. Ich glaube übrigens, daß Herr Roger auch hier einige, wenig bekannte Vortheile

benützt, wodurch die Schärfe der Säure gemildert wird.

Das einzige Experiment, das wirklich neu und bis jetzt unerklärbar zu seyn scheint, dürfte jenes seyn, wo Herr Roger Dehl, das bis zu 235 Grad erhitzt war, in den Mund nahm. Ob das angebliche Präservativ, das er vorher auf die Zunge legte, eine plötzliche Abkühlung bewirkte, ob das hin und her Bewegen auf der feuchten Zunge etwas hilft, oder was sonst ihm dabey zu Statte kommt, wage ich nicht zu entscheiden.

Nach Erwägung aller Umstände scheint mir aus den obigen Versuchen nur so viel als undäugbar hervorzugehen: daß Herr Roger eine große Geschicklichkeit besitzt, sowohl mit der Zunge, als mit Händen und Füßen, Körper zu berühren, die bis zu einer sehr hohen Temperatur erhitzt sind; und daß die Schmerzen, die er freywillig übernimmt, von einer seltenen Gewalt über sich selbst zeugen. Gegen die Angabe eines ihn schützenden Arkanums sprechen die früheren Beispiele von Leuten, die, wie die Schriftgießer und Grobschmiede, ebenfalls die Berührung glühender oder schmelzender

der Körper nicht scheuen ohne ein Arkanum zu besitzen ; gegen die Voraussetzung eines Mittels aber , das nicht als ein schlechtleitender Ueberzug , sondern durch Umstimmung des Organismus wirken soll , sprechen die bisher bekannten Gesetze der Natur , nach denen sich die Wirksamkeit eines innerlichen Präservativ's nicht erklären läßt.

Wenn ein lebender Körper dem Feuer nahe gebracht oder einem hohen Grade der Hitze ausgesetzt wird , so wirkt die erhöhte Temperatur wie ein heftiger Reiz auf den Organismus , und bringt die Lebenskräfte in ungewöhnliche Reaction. Wird der Reiz nicht entfernt , so erschöpft er endlich die Erregbarkeit und es erfolgt der Tod. Bey einern ferneren Berührung des organischen Körpers mit dem Feuer geht , nach dem Tode , die Verbrennung nach chemischen Gesetzen vor sich. So lange aber noch Leben in dem Körper ist , können die Erscheinungen an demselben nicht aus diesen Gesetzen erklärt werden , indem das Leben auf einem eigenen Princip beruht , das dem chemischen Einfluß der Stoffe entgegen wirkt. Soll nun ein belebter Körper gegen den Reiz der Hitze unempfindlich , oder doch weniger empfindlich als im natürlichen Zustande , gemacht worden : so kann dieß nicht durch Mittel bewirkt werden ,

welche allenfalls am todtten Körper den Verbrennungsprozeß verzögern würden; es müßte vielmehr die Empfindlichkeit selbst dergestalt umgestimmt werden, daß der heftigste Reiz, den wir in der Natur kennen, plötzlich kein Reiz für sie würde. Dieß wäre nur dadurch möglich, daß der völlig entbundene, elementare Wärmestoff, oder das Feuer, urplötzlich in einen gebundenen Zustand gesetzt würde; denn in seiner entbundenen Eigenschaft wirkt es nothwendig zerstörend auf alle belebten Wesen.

Aber es ist hier nicht von einer absoluten Unverbrennlichkeit, sondern nur davon die Rede, ob es ein Mittel gebe, welches die Haut in den Stand setze die Berührung des Feuers längere Zeit als gewöhnlich zu ertragen. Es sind hier nur drey Fälle denkbar. 1) Das Mittel wirkt unmittelbar auf den glühenden Körper, dessen freyen Wärmestoff es plötzlich bindet, etwa wie Kali die freye Säure neutralisirt; oder es wirkt 2) auf die belebte Faser und setzt sie in den Zustand der größeren Unempfindlichkeit; oder 3) könnte auch das Mittel in einem dünnen Ueberzug aus irgend einer die Wärme schlecht leitenden Substanz bestehen, und so die unmittelbare Berührung verhindern.

Ob es ein Mittel der ersteren Art gibt, weiß ich nicht. Herr Roger aber scheint nicht im Besiz eines solchen Arkanums zu seyn, da alle glühende Körper, die er berührt, auch nach der Berührung noch glühend sind.

Ein Mittel der zweyten Art ist allgemein bekannt, es ist die Gewohnheit, welche das Gefühl bis zu einem erstaunenswürdigem Grade nach und nach abstumphen kann.

Das einfachste Mittel der dritten Art ist das Wasser; eine nasse Haut kann die Berührung des Feuers länger ertragen als eine trockene.

Dieses auf Herrn Roger angewendet, wird man, ohne große Gefahr zu irren, annehmen können, daß sein Geheimniß theils in der Gewohnheit, theils in der Nässe bestehe.

In den schätzbaren vaterländischen Blättern findet man von dem gelehrten Herrn Pechtl eine Theorie der Unverbrennlichkeit, welche mit den hier vorgetragenen Ideen keinesweges übereinstimmt. Weil in einem verbrennbaren, leblosen Körper ein

größerer Antheil Sauerstoff den Grad der Verbrennlichkeit desselben vermindert, so schließt Herr Prechtl darans, daß auch der thierische Körper weniger verbrennlich seyn würde, wenn seine Bestandtheile mehr oxidirt werden könnten. Ein solches physiologisches Raisonnement wäre der Weisheit der alten Humoralpathologen ganz würdig, welche die Gemischen Geseze unbedingt auf den lebenden Körper anwendeten und dadurch alles erklärt zu haben glaubten. Das Feuer wirkt als Reiz und erschöpft die Erregbarkeit; dagegen kann der häufige Genuß der sauren Speisen, den Herr Prechtl empfiehlt, nicht schügen; im Gegentheile wird die Schwäche, welche der übermäßige Genuß der Säuren zur Folge hat, den lebenden Körper nur noch empfindlicher gegen den Reiz des Feuers machen. Herr Prechtl könnte vierzehn Tage hinter einander nichts als Sauerkraut essen und immerfort Essig trinken, er würde sich nicht weniger die Finger verbrennen, wenn er dem Feuer zu nahe käme.

Wie nun die Theorie des Herrn Prechtl in physiologischer Rücksicht keinen festen Grund hat, so ist sie von der andern Seite völlig in die Luft gebaut; denn sie soll die Feuerfestig-

Zeit des Herrn Roger erklären, während dieser eine solche Eigenschaft nicht besitzt, und von einer Disposition seines Körpers, die ihn gegen das Verbrennen schützt, gar nichts wissen will. Herr Prechtel könnte vielleicht glauben, es sey Schade, daß Herr Roger diese Theorie nicht früher studirt habe, weil er sonst wahrscheinlich noch ganz andere Dinge zum Vorschein gebracht haben würde. Ich bin aber nicht seiner Meinung, und glaube vielmehr, daß es dem Herrn Prechtel mit dem unverbrennlichen Menschen gegangen sey, wie es ihm mit den breyweichen Steinen erging, die bey dem letzten Steinregen in Stämmern vom Himmel gefallen seyn sollten. Er gründete eine überaus scharfsinnige Theorie der Meteorsteine auf die breyweiche Beschaffenheit derselben, und lieferte sogar eine Zeichnung von der Form dieser weichen Steine; am Ende aber fand sich's, daß die Steine keinesweges weich waren, und die angegebene Form nicht hatten, als sie auf die Erde fielen.

Herr Roger ist kein unverbrennlicher Mensch und nährt sich auch nicht von sauren Speisen. Ob die Wissenschaft, ob die bürgerliche Gesellschaft gewinnen würden, wenn er auch alle

Vortheile, deren er sich bedient, oder wenn er, im Fall er ein Arkanum besitzt, dieses selbst bekannt machte, ist noch zu bezweifeln. Bis jetzt scheint die ganze Sache nur eine widerwärtige Spielerey zu seyn, denn Herr Roger kann, so gut als jeder andere, in einer Feuerbrunst verbrennen, oder vergiftet werden. Sich kurz vorher aber gegen Feuer und Gift zu präservieren, möchte eben so unthunlich seyn, als vierzehn Tage vor Feuerausbruch die Spritzen zu probiren.

Gefahren des Faschings.

Schreiben des Fräulein von B** an
ihre Tante von C**.

Liebe Tante!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Ihnen für die guten Lehren und wahrhaft mütterlichen Ermahnungen zu danken, mit denen Sie, bey unserm letzten Zusammenseyn, mich Unerfahrne so gütig für die Welt ausstatteten; aber leider komme ich vor dem unaufhörlichen Wechsel von Zerstreungen nie dazu. So vieles hätte ich Ihnen zu sagen, über so Manches mich Rathes zu erholen, und soll ich es ausdrücken, so weiß ich nicht wie. Wien ist ein gefährlicher Ort, Sie haben Recht; doch finde ich Alles ganz anders, als Sie, liebe Tante, mir es beschrieben haben. Sie warnten mich, ich weiß nicht, vor welchen Schlingen und Fallstricken, die junge Mädchen zu befürchten haben sollen. In Ro-

Vorteile, deren er sich bedient, oder wenn er, im Fall er ein Arkanum besitzt, dieses selbst bekannt machte, ist noch zu bezweifeln. Bis jetzt scheint die ganze Sache nur eine widerwärtige Spielerey zu seyn, denn Herr Roger kann, so gut als jeder andere, in einer Feuerbrunst verbrennen, oder vergiftet werden. Sich kurz vorher aber gegen Feuer und Gift zu präservieren, möchte eben so unthunlich seyn, als vierzehn Tage vor Feuersausbruch die Sprizett zu probiren.

Gefahren des Faschings.

Schreiben des Fräulein von B** an
ihre Tante von C**.

Liebe Tante!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Ihnen für die guten Lehren und wahrhaft mütterlichen Ermahnungen zu danken, mit denen Sie, bey unserm letzten Zusammenseyn, mich Unerfahrne so gütig für die Welt ausstatteten; aber leider komme ich vor dem unaufhörlichen Wechsel von Zerstreuungen nie dazu. So vieles hätte ich Ihnen zu sagen, über so Manches mich Raths zu erholen, und soll ich es ausdrücken, so weiß ich nicht wie. Wien ist ein gefährlicher Ort, Sie haben Recht; doch finde ich Alles ganz anders, als Sie, liebe Tante, mir es beschrieben haben. Sie warnten mich, ich weiß nicht, vor welchen Schlingen und Fallstricken, die junge Mädchen zu befürchten haben sollen. In Ro-

manen freylich findet man dergleichen in Menge, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich wirklich anfangs nicht wenig davor fürchtete. Aber jetzt muß ich über diese Einbildung lachen. Liebes Tantchen, Wien ist so groß, und das Leben, besonders im Fasching, so geräuschvoll und abwechselnd, daß man sich sieht, ohne einander zu kennen, und sich kennt, ohne sich näher zu kommen. Wie leicht wird da im Gedränge der großen Welt ein armes Mädchen übersehen! Glauben Sie darum nicht, als wenn Ihre Claire so ganz verlassen wäre. Nein, nein, ich habe so gut Verehrer, die mich umflattern, als das hübscheste Mädchen. Aber diese wandelbaren jungen Herrn gehen mit der größten Leichtigkeit von einer zur andern über, und sagen jeder dieselben Süßigkeiten, ohne irgend etwas darunter zu meinen.

Wenn ich nicht besorgte, Sie durch Klagen zu betrüben, so würde ich Ihnen bekennen, daß ich mich oft fortsehne, fort zu Ihnen, in den engen, stillen Kreis naher Bekannten, die mit Antheil und Wärme an einander hängen! Zuweilen ergreift mich eine Un-

ruhe, eine Bangigkeit, ein Sehnen hinaus ins Weite, ohne daß ich einen Grund davon anzugeben wüßte. Fürchten Sie nicht, Lantchen, daß dieß etwa — Liebe sey; wahrhaftig, davor bin ich hier weit mehr gesichert, als in unserer kleinen Vaterstadt. Was man hier unter Liebe versteht, begreife ich nicht; denn jedermann spricht lachend und beynahe mit Spott davon, und ich sollte doch meinen, daß es eine sehr ernsthafte Sache sey. Die eigentliche Liebe, wie die Dichter sie schildern, und wie ich sie mir denke, ist wohl nicht mehr auf Erden zu finden. Ich sage das nur, um Sie über diesen Punct zu beruhigen, denn, was mich betrifft, so bekümmere ich mich wenig darum. Wie kann man auch sich nach etwas sehnen, was man gar nicht kennt? Sonderbar ist es aber, daß Dinge, an denen ich sonst so sehr hing, mich, seit ich hier bin, nicht mehr freuen. Meine Bücher machen mich ungeduldig, das Clavier bleibt Tagelang verschlossen, das einfachste Lied, das ich singe, versetzt mich in eine wunderliche, weiche Stimmung, und neulich, bey der Aufführung des Don Juan, standen mir einigemahl die Thränen in den Augen. Nicht wahr, das ist kindisch? Und wenn

ich mir's erklären will, so ist es nichts anders — als Heimweh. Die Leere und Dede um mich her, das Gefühl, daß ich allein bin, das ist es, was mich bewegt, und mir das Herz beengt.

Sie fragen mich in Ihrem letzten, mir so lieben Briefe, ob ich unter meinen Bekanntsinnen noch keine Freundin gefunden hätte? O liebe Tante, diese Hoffnung gebe ich ganz auf. Es mögen wohl ganz gute Mädchen darunter seyn, und sie Herzen und Küffen sich unter einander; aber dabey geht es ziemlich kühl her; und dann wird der Anzug gemustert, und von dieser oder jener etwas erzählt; und sobald Männer hereintreten, so wird oft ein freundlicher Blick von dem ersten, besten zum Zankapfel, über den zwey Herzensfreundinnen sich auf immer entzweyen. Was ist eine Freundschaft, die auf Neckereyen, und Pussachen, und kindische Vertraulichkeit gegründet ist, und wie wenig Werth muß sie haben, da wir täglich sehen, daß ein Mädchen, sobald sie heirathet, gegen ihre vorigen Gespielinnen und Vertrauten sogleich kalt und fremd wird. Nein, dieß tändelnde Geschwäß, diese kleinen, nichts

sagenden Geheimnisse sind mir zuwider; lieber unterhalte ich mich mit meinen eigenen Gedanken, und träume mich in die Vergangenheit zurück, oder in eine fröhliche Zukunft hinaus; und in den lachendsten Scenen, die ich mir dann ausmähle, nehmen Sie, beste Tante, immer den ersten Platz ein.

Sie wollen wissen, wie ich den Fasching zubringe? Ach, Tanten, ich schwärme wie die Andern. Auch auf Bällen war ich einigemahl; aber der Tanz erhist mich, und die Bekanntschaften, die man dort macht, sind, wenn auch anziehend, doch so flüchtig, daß sie höchstens den Reiz des Neuen hervorbringen können. Diese Männer sind wirklich unleidliche Geschöpfe mit ihrer Selbstgenügsamkeit, mit ihrer Impertinenz, die sie für guten Ton ausgeben möchten. Und dann können sie sich wieder so artig, so ergeben stellen! Nein, sie sind falsch, und ein Mädchen sollte sie alle fliehen! — Dieses Schwärmen thut mir übrigens nicht gut, ich schlafe wenig und unruhig, und fühle mich, am Morgen nach einer solchen Nacht, in einem so gespannten, reizbaren Zustande, daß ich über jede Kleinigkeit weinen oder achen möchte.

Seit einigen Tagen haben wir Frühlingswetter, die Sonne scheint in mein Zimmer hinein, ich öffne die Fenster, und schaue auf das Gewühle der Menschen, die sich geschäftig auf und ab bewegen. Wie ein Kind freue ich mich auf den Frühling, auf das erste Grün — und doch bin ich nie so traurig, als gerade in dieser schönsten Zeit. — Wenn ich es hier nicht aushalte, so werfe ich mich in einen Wagen, und fliege zu Ihnen. Doch vielleicht gewöhne ich mich an das hiesige Leben: ich bin noch zu neu in der Welt, und so manches habe ich schon hier gesehen, was ich nicht gern vermissen würde. Aber ich bin albern, Sie mit meinen Klagen und Wünschen zu beunruhigen. Nein, nein, Tantchen, seyn Sie nicht bange, Ihre Claire springt eben jetzt ganz munter herum, und erwartet die Cousine Cilly um mit ihr einen Gang um die Bastey zu machen, und dort die schöne Welt zu sehen. — Die Cousine kommt munter und lachend wie immer. Leben Sie wohl, beste Tante. Bald, recht bald erwarte ich einen herzlichen Brief von Ihnen.

Ludwig van Beethoven.

(Ein Schreiben an die Herausgeber.)

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich in Ihrem vielgelesenen Blatte eine Angelegenheit zur Sprache bringe, die für die zahlreichen Freunde der Musik in unserer Kaiserstadt von nicht geringem Interesse ist, und die, seit einigen Wochen, in allen musikalischen Zirkeln zum Gegenstand der Unterhaltung dient. Da kein merkwürdiges Ereigniß im Gebiet der Kunst und Literatur, in so fern es auf Wien Bezug hat, Ihrer Aufmerksamkeit entgeht: so ist auch ohne Zweifel bereits die Nachricht zu Ihrer Notiz gekommen, daß Beethoven, dessen genialen Kunstproducten und dessen Zauberspiel die echten Verehrer der Tonkunst so viele genußreiche Stunden verdanken, — Wien verlassen werde, um einem auswärtigen, ehrenvollen und einträglichem Rufe zu folgen. Ein für uns empfindlicher, ja unerseßlicher Verlust! — Wien kann mit Recht stolz seyn, auf

den Namen einer Hochschule der musikalischen Kunst, den ihn selbst das Ausland, wiewohl nicht ohne Neid, zugestehen muß. Bis in die höchsten Stände hinauf findet man hier eine Elite wahrer Kenner und vollendeter Tonkünstler. Aus echtem, warmen Kunstgefühl, nicht aus eitler Ruhmsucht, wetteifern die Großen und Begüterten des Reichs, um die Künste zu unterstützen und zu befördern, und Künstler, die sich auszeichnen, auf das liberalste zu belohnen. Und Wien, wohin, die Tonkünstler aus fernen Landen wallfahrten, um sich zu vervollkommen, und ihren Geschmack auszubilden; — Wien, frage ich, sollte sich Beethoven, den es schon längst als sein Eigenthum zu betrachten gewohnt ist, um den es von Auslande begehret wird, von diesem rauben lassen? Ich kann es nicht glauben. Ich hoffe vielmehr, daß irgend ein glückliches Ereigniß dazwischen treten, und uns aufs neue den Besitz eines Künstlers zusichern werde, dem die Benennung Tonlichter im eminenten Sinne des Wortes gebühret.

Diese letzte Behauptung verdiente wohl umständlich motivirt zu werden. Allein dazu

müßten die engen Gränzen dieses Blattes nicht hinreichen; ich spare es daher für einen andern Ort, und beschränke mich auf einige fragmentarische Bemerkungen.

Man nenne mir einen einzigen lebenden, produzierenden Tonkünstler, dessen Kunstwerke so viel Originalität, Reichthum und Innigkeit der Empfindungen in sich vereinigen als Beethovens, und der diesem, in Absicht auf Universalität, gleich gestellt werden könnte! Dieß letztere ist eigentlich das Charakteristische des produzierenden, musikalischen Genies. Denn was ist Musik anders, als Darstellung des reinen Innern des Menschen, welches, als eine unendliche Größe, in das unendliche ausgebildet werden kann? Ist es daher überhaupt ein gültiger Einwurf, wenn Beethovens Tadler sagen, sie verstehen ihn nicht? Ist es seine Schuld, wenn er nicht verstanden wird? Hat man Mozart, den Schöpfer der romantischen Musik anfangs allgemein verstanden? Ist Cherubini's sublimstes Werk, *Medea*, nicht von dem größeren Haufen mit Kälte aufgenommen worden? Selbst die einfache Größe der *Gluck*

schon Musik mußte dem flachen, herzlosen Geklingel Piccini's nachstehen.

Die unverständigen Lobredner Beethoven's sind indessen nicht minder tadelnswerth. Sie preisen seine Werke als das non plus ultra, als das Höchste der musikalischen Kunst. Ein Höchstes in der musikalischen Kunst? Es gibt für die Musik nur Stufen, und kein Höchstes, wie für die Plastik. Solche Behauptungen zeigen zwar den guten Willen dieser Leute, verrathen aber zugleich ihre Unwissenheit, weshalb sie sich des Rechtes verlustig machen, ein entscheidendes Wort über Musik zu sprechen. Auf sie läßt sich jenes Gebet anwenden: „Herr, bewahre mich vor meinen — Freunden, gegen meine Feinde will ich mir schon selbst helfen!“

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, Ihnen, meine Herren, einen kleinen Vorwurf zu machen. Warum vernachlässigen Sie in einem Blatte, das zunächst auf Leser in Wien berechnet ist, die Tonkunst fast gänzlich, da Sie doch dem Theater eine stehende Rubrik in demselben gewidmet haben? Warum geben Sie uns nicht hiezuweilen Nachrichten von neuen mu-

sikalischen Kunstwerken, von Darstellungen ausübender Tonkünstler u. s. w., wenn auch nur in kurzen, gehaltreichen Andeutungen? Sie würden dadurch den Werth Ihres Blattes erhöhen, und Sie könnten auf den Dank einer großen Classe Ihrer Leser rechnen.

K.

Zusatz der Herausgeber.

Wir sind dem Herrn Verfasser des obigen Briefes, für die Zustellung desselben, mit aufrichtigem Danke verbunden, und wünschen, daß es ihm gefallen möge, uns öfter mit ähnlichen Beyträgen zu erfreuen. Aus wahrer Achtung für das ausgezeichnete Genie des Herrn Beethoven, und aus fester Ueberzeugung, daß mächtige Freunde der Tonkunst dabey interessirt sind, uns den Ruhm zu erhalten, den Wien in Hinsicht auf Musik behauptet, — vereinigen wir uns mit Herrn K. in der Hoffnung, daß der große Künstler uns nicht verlassen werde, und wollen es uns zum erfreulichen Geschäft machen, unsere Leser, im Fall diese Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, recht bald davon zu benachrichtigen.

Die Bemerkung des Herrn K., beym Schlusse seines Briefes, ist nicht ungegründet. Wir sind bisher, durch die ursprüngliche Bestimmung dieser Blätter, verhindert worden, sowohl der Musik, als den bildenden Künsten, diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, die sie so sehr verdienen; wir hoffen aber, durch die Unterstützung verschiedener Kunstfreunde, diesen Mangel künftig zu ersezen.

Briefe von Herrn Fernow.

1.

„Die Berner sind nicht zur Freundschaft nach meinem Sinne gemacht. Sie sind theils zu stolz, größeren Theils aber zu leer, als daß eine glückliche Wechselwirkung unter uns Statt finden könnte. Mir bleibt zum täglichen Umgange wenig übrig, als die schöne Natur ringsumher, und der Geist der Weisen, den ich aus ihren Schriften banne. Doch ist meines Philosophirens jetzt nur wenig; was ich in dieser Art treibe, geschieht einzig in Rücksicht auf die Kunst. Der speculativen Philosophie, die meiner Einbildungskraft vielleicht in der Länge die Flügel zu sehr beschneiden könnte, habe ich für jetzt fast gänzlich entsagt; ich will mich mit dem begnügen, was ich davon, zum Verständniß des Uebrigen, in den Kopf gebracht habe, und die folgende Zeit meines Daseyns für das Herz und in der wirklichen, concreten Welt leben. Sowohl die mir gewählte Bestimmung, mein frohes, ruhiges Temperament,

als auch meine jetzigen Ueberzeugungen rathe mir dieß vereint, und ich will diesem Rathe folgen. Auch meine letzte Reise hat dazu beygetragen, mich in das bessere Gleis zurück zu führen. Der Mensch ist kein bloß vorstellendes, sondern eben sowohl ein handelndes, bildendes Wesen; ich fühle mich mehr zu diesem, als zu jenem geneigt, — warum sollte ich dieser Neigung nicht Gehör geben? Ich habe also die öden Sandwüsten der Abstraction verlassen, um in den blumigen Gefilden des lebendigen Daseyns zu wandeln, zu handeln und zu bilden. Ich habe das Allgemeine kennen gelernt, um das Besondere lieber zu gewinnen. — Indessen nehme ich an allem, was in den Höhen und Tiefen der Speculation über und unter mir vorgeht, noch eben so lebhaften Antheil, und werd' ihn immer nehmen, und die Früchte, die daraus hervorreifen mit Dankagung empfangen. Sie haben mir darum ein wichtiges Geschenk gemacht, durch das, was Sie mir über *Sichte* gemeldet haben. Bereits diesen Winter, wo ich ihn kennen lernte, und über anderthalb Tage lang fast beständig mit Baggesen philosophiren hörte, hab' ich es erfahren, daß er in seinen Untersuchungen noch tiefer als seine Vor-

gänger zu dem ersten Grunde des menschlichen Wissens vorgedrungen ist. Ich habe genug aus seinem Munde und aus dem, was er uns vorlas, gehört, um mich zu überzeugen, daß er, bey Kantischem Tief- und Scharfsinn, die Kraft und Kühnheit Luthers besitzt. Ich kenne keinen jetzt lebenden Philosophen, der so viel Energie hat als Fichte. Es ist keine lodrende Flamme, es ist Blut und die unwiderstehliche Gewalt eines Enthusiasmus der practischen Vernunft, wenn ich mich so ausdrücken darf, die seinen Gedanken und seinem Ausdrucke, diesen Nachdruck, diesen gediegenen Gehalt gibt. —

In drey Tagen bin ich nicht mehr hier. Mir brennen, nach einer Ruhe von drey Monaten, die Solen, um wieder über die Alpen zu kommen. Nur einmahl wünscht ich Ihnen den erhabenen Anblick der mit ewigem Schnee bedeckten, himmelhohen Alpenkette, die ich hier jeden Tag, wo die Luft rein ist, mit neuem Entzücken genieße. Ich glaube, man wird dieses Anblicks nie satt. Es ist nichts von allem Großen in der Natur damit zu vergleichen, auch der Ocean im Sturme nicht. Es ist gewiß ein Beweis des wahrhaft Erhabenen, wenn es uns, trotz allem Streben einer bis ins Unend-

liche fort sich schwingenden Phantasie, dennoch so ergreift, daß wir in den Staub sinken und die Herrlichkeit desselben anbeten möchten; daß wir bekennen müssen, alle Bildnerey der Phantasie sey todt und nichts dagegen. So geht es jedem, der zuerst die Alpen sieht — und je mehr sich das Auge in ihrem Anblick übt, je größer und erhabener werden sie.

(Die Fortsetzung folgt.)